



FALL

Roman

Jenny & Deck

Cora Brent

New York Times und USA Today Bestseller-Autorin

SIEBEN  VERLAG

FALL
Jenny & Deck

Gentry Boys 4

Cora Brent

STEBEN  VERLAG

© 2021 Sieben Verlag, 64823 Groß-Umstadt
© Übersetzung Martina Campbell
© Covergestaltung Andrea Gunschera
© Originalausgabe Cora Brent 2015

ISBN Taschenbuch: 9783864439742
ISBN eBook-mobi: 9783864439759
ISBN eBook-epub: 9783864439766

www.sieben-verlag.de

*Für alle Leser, die sich Decks Geschichte gewünscht haben.
Hier ist sie.
All meine Liebe.*

Inhalt

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Epilog
Die Autorin

Kapitel 1

Jenny

„Du siehst gewöhnlich aus.“

Das war keine echte Stimme. Die gemeine Bemerkung erklang in meinem Kopf. Ich sah mich im schmutzigen Spiegel hinter der Bar und musste mehrmals blinzeln, bevor ich erkannte, wessen Gesicht ich da betrachtete. Die Haare waren unnatürlich dunkel und die Lippen so tiefrot, dass sie nicht zu meinem Hautton passten.

Dennoch war es unbestreitbar ich.

Ich wischte mir mit einer zerknüllten Serviette über das Gesicht. Adam stieß mich am Arm an. Er war Allys älterer Bruder, und wie er sich an mich hängte, verstärkte nur meine Skepsis.

„Ich gebe dir einen Shot aus“, lallte er.

Trotz meines Kopfschüttelns winkte er dem Barkeeper. Die Bar war überfüllt und es roch seltsam nach Holz, was an die Kiefernwälder außerhalb von Jericho Valley erinnerte. Wahrscheinlich löste das die Gedanken an meine Kindheit aus. Oder die Weihnachtsfeiertage waren daran schuld. Normalerweise verdrängte ich solche Erinnerungen.

Der Barkeeper stellte mir ein Schnapsglas vor die Nase und es wurde unruhig an der Tür, als noch mehr Leute hereinkamen. Fast nur Männer. Rau aussehende Typen in Lederklamotten, die mich an die Bikerfreunde meines Schwagers erinnerten. Ein paar Kerle trugen die Wächteruniformen des hiesigen Gefängnisses, die gerade ihren monotonen Schichtdienst hinter sich hatten. Anscheinend gab es in dem abgelegenen Wüstenkaff am

Weihnachtsabend keinen besseren Aufenthaltsort als diese Kneipe.

„Wo ist Ally?“, brüllte ich Adam über den schrillen Text von *Jingle Bell Rock* zu.

Er beugte sich näher als nötig zu mir und schlang einen Arm um meine Schultern. „Schon gegangen, glaub ich.“ Er grinste.

Adams Zähne waren gelb und auch wenn Ally gesagt hatte, dass er erst zweiundzwanzig war, ließen ihn sein dicker Bauch und der teigige Hautton älter erscheinen. Ich hatte meinen Drink noch nicht angerührt und mir wurde langsam klar, was für ein Fehler es war, mich von Ally Doria mitschleppen zu lassen. Mit ihr über Weihnachten nach Hause zu gehen, hatte ich für eine gute Idee gehalten. Ich hatte meine Gründe, mich in letzter Zeit rastlos und unwohl zu fühlen. Doch mich mal wieder den Familien meiner Geschwister anzuschließen, war mir plötzlich wie eine deprimierende Möglichkeit Weihnachten zu verbringen vorgekommen. Als mich Ally bat, mit ihr für eine Woche mit nach Emblem zu fahren, in ihre Heimatstadt, hatte ich es als willkommene Alternative, eine Chance auf ein Abenteuer, betrachtet.

„Bitte, Jenny“, hatte sie gebettelt, und dann ein Weihnachtslied mit meinen Namen darin gesungen. Und ihr Gesang war furchtbar.

„Was ist das denn?“ Ich lachte.

„Ein Oldie.“ Sie hatte gezwinkert. „Aus den Achtzigern. Kennst du den nicht? Meine Mutter stand voll auf diesen Rick Springfield, als sie ungefähr in der achten Klasse war.“

„Ja, den habe ich, glaube ich, schon mal gehört.“ Das war gelogen. Ich log oft. Man konnte nie wissen, wie die Leute auf mein altes Leben reagierten, also ließ ich es sie gar nicht erst herausfinden. Meine offizielle Version war, dass

ich ein gut behütetes Kind war, das zu Hause unterrichtet wurde (gelogen), in Nord-Arizona lebte, bis meine Mutter unerwartet starb (auch gelogen). Nachdem ich in eine kalifornische Highschool geschickt worden war, spürten meine Klassenkameraden irgendwie, dass mit mir etwas nicht stimmte, und hielten sich von mir fern. Im College würde es anders sein, dachte ich, aber bisher waren die Resultate gemischt.

Bis ich sechzehn war, kannte ich nur das Leben bei den *Letzten Gläubigen Jüngern und Heiligen*. Jetzt verstand ich, warum der Rest der Welt Jericho Valley für eine Sekte hielt, für eine verdorbene Zuflucht, die sich als normale amerikanische Stadt tarnte. Uns wurde eingebläut, uns vor der *gewöhnlichen* Welt zu fürchten. Der *Orden der Gläubigen* war mehr als nur ein simples Experiment, mehr als eine verdrehte, religiöse Gemeinschaft. Uns wurde gelehrt, Sinn und Moral zu fürchten, abzulehnen und fallenzulassen, und uns allein den Ältesten des Ordens zu unterwerfen. Wir hatten eine Menge Lügen erzählt bekommen.

Wie würden meine neuen Bekannten wohl reagieren, wenn sie wüssten, dass ich in die Rolle einer Teenager-Braut gesteckt worden war, für einen Mann, der bereits ein paar andere ‚Ehefrauen‘ hatte? Dass mein sogenannter Ehemann zu alt und krank war, um mich anzufassen, war unwichtig. Ich war nichts als eine Schachfigur, ein Opfer.

Man würde mich bemitleiden.

Und verdammt noch mal, ich hasste Mitleid.

„Dann kommst du also mit?“, hatte Ally gefragt, und angefangen, ihr Bein perfekt in die Luft zu werfen und High Kicks zu üben. „Ich brauche unbedingt etwas, um die verdammte Langeweile in Emblem zu bekämpfen.“

„Ja“, stimmte ich zu, und wäre beinahe von ihrem Bein auf die Nase getroffen worden.

Sie hörte damit auf, warf ihr blondes Haar über die Schultern und grinste mich an. „Gut!“

Ally war meine Mitbewohnerin und der erste Mensch, den ich in Arizona kennengelernt hatte. Sie war eine Wilde und im ersten Semester kaum in den Klassen erschienen. Vielleicht war ich ihr deswegen so nah geblieben. Ally war impulsiv und ein Freigeist. Eigenschaften, die ich mir wünschte, aber scheinbar nicht entwickeln konnte. Nach drei Jahren Abstand von den *Gläubigen* versuchte ich immer noch verzweifelt, die Unsicherheit über meinen Platz in der Welt zu verbergen. Ich lebte immer mit der Angst, dass jemand diese Schwäche in mir entdecken könnte.

Adam Doria schien allerdings zu glauben, mein Platz wäre in seinem Bett. Als Ally ihn mir gestern vorgestellt hatte, war mir sein interessierter Blick nicht entgangen. Den kannte ich nur allzu gut, hatte ihn schon gesehen, bevor Männer überhaupt das legale Recht hatten, mich so anzusehen.

„Was sagst du?“, brüllte er mir ins Ohr und legte seine Hand besitzergreifend auf meinen Arm.

Es wurde von Minute zu Minute lauter in der Bar.

„Wozu?“, brüllte ich zurück. Ich spielte die Ahnungslose und überlegte meine Möglichkeiten, jetzt, wo Ally mich anscheinend sitzen gelassen hatte. Schon nach ungefähr acht Sekunden, nachdem wir hier angekommen waren, hatte sie einen alten Freund getroffen, und sie hatten sich eine Weile in einer Ecke abgeknutscht, bevor sie verschwunden waren. Wenn ich sie anrufen würde, würde sie wahrscheinlich nicht rangehen. Ally tat nichts, wozu sie keine Lust hatte, und wenn sie einen hängenließ, dann hatte man einfach Pech gehabt.

Adam lächelte mich an und glitt vom Barhocker. Mir begann der Magen zu schmerzen. Es wäre besser gewesen,

wenn ich die Einladung meiner Schwester angenommen hätte, die Feiertage mit ihrer Familie in Quartzsite zu verbringen. Sie war traurig gewesen, als ich abgesagt hatte.

„Warum nicht, Jen?“, hatte sie mich gefragt. Selbst durchs Telefon hörte ich Promises Enttäuschung deutlich. Ihre kleine Tochter lärmte im Hintergrund und ich konnte mir vorstellen, wie sie das Baby an ihre Brust drückte und ein trauriges Gesicht machte. „Ich weiß, dass du nicht deine Meinung geändert hast und stattdessen mit Lupe und Daniel nach Mexiko fährst, weil die schon am Dienstag gefahren sind.“

Daniel war unser Bruder. Ich hatte die letzten drei Jahre bei seiner Familie in Kalifornien gewohnt, während ich versuchte, mit Gleichaltrigen Kontakt aufzunehmen und mich zu normalisieren, *gewöhnlich* zu werden. Daniel war schon als Teenager aus der Gemeinschaft der *Gläubigen* rausgeworfen worden. Dieses Schicksal drohte den meisten der jungen Männer. Sie wurden für die geringsten Verstöße ins Exil geschickt. Der Grund dafür war hinterhältig. Die gewählten Ältesten, wie mein Vater, wollten die Konkurrenz bei den Frauen der Gemeinschaft verringern. Die Ältesten nahmen sich so viele Frauen wie sie wollten und behaupteten, das sei ihr göttliches Recht. Der Wille der Frauen und Mädchen war nicht wichtig. Und die jungen Männer wie mein Bruder, kaum mehr als kleine Jungs, wurden als unwürdig bezeichnet und wie streunende Hunde einfach weggejagt. Manchmal fuhren die Ältesten sie bis nach Phoenix und setzten sie einfach irgendwo am Straßenrand aus. Manchmal machten sie sich nicht einmal diese Mühe und ließen sie einfach mitten im Nichts, Meilen von der nächsten Stadt entfernt, irgendwo stehen. Ich fragte mich, wie viele das überhaupt überlebt hatten.

So wie Reese.

Ja, und das war mein Fehler. Ich hatte meiner Schwester nie die ganze Geschichte erzählt, warum man mich so schnell verheiratet hatte. Jetzt konnte man sowieso nichts mehr daran ändern.

Adam zog an meinem Ellbogen. Ich riss mich von ihm los und ging nach draußen, weg von dem Qualm und der drückenden Hitze der vielen Menschen. Er folgte mir.

Die beißende Kälte schockierte mich ein wenig. Unglaublicherweise hatte der Wetterbericht für den Süden von Phoenix Schneetreiben angesagt. Ich sah in den schwarzen Himmel. Sie hatten wohl recht.

Als Adams Hände um meine Hüften landeten, zuckte ich zusammen. Er kam mir mit seinem öligen Gesicht sehr nah.

„Komm schon, Babe, lass uns von hier verschwinden.“

„Ich bin nicht dein Babe.“ Ich entzog mich ihm und ging ein paar Schritte zum Parkplatz. Ich wollte mir den Schnee ansehen.

Adam kam mir hinterher. Ich ignorierte ihn und sah weiter in den Himmel. Die winzigen Flocken schmolzen so schnell auf meinem Gesicht, dass ich sie nicht einmal fühlte.

„Willst du hier die ganze Nacht rumstehen?“ Adam klang weinerlich.

Wahrscheinlich fragte er sich, was ich mir einbildete. Adam hatte denselben selbstgefälligen Anspruch auf eine Frau, den ich bei vielen Jungs gesehen hatte, die sich für Männer hielten. Sie bildeten sich ein, wenn sie nur ein bisschen ihrer wertvollen Aufmerksamkeit einer Frau schenken, hätten sie das Recht, ihre Belohnung einzukassieren.

„Vielleicht“, antwortete ich, ohne ihn auch nur anzusehen.

Adam entschied, aggressiv vorzugehen. Von hinten schlang er die Arme um mich, drückte mich an sich, sodass

ich seine Erektion spürte. Es widerte mich an.

„Komm schon, Baby. Ich will das schon, seit ich dich zum ersten Mal gesehen habe.“ Er leckte an meinem Ohrläppchen.

Angeekelt wand ich mich. Er wollte mich nicht loslassen, also rammte ich ihm meinen Ellbogen in den weichen Bauch.

„Fuck!“ Er jammerte und hielt sich den Leib. „Was ist los mit dir?“

Ich ballte die Hände zu Fäusten, bereit, ihm einen Kinnhaken zu verpassen, wenn er mich noch einmal packen wollte. „Ich habe dich nicht gebeten, mich anzufassen, das ist los.“

Adam starrte mich an und blähte die Nasenflügel auf. Zwar war er nicht groß, doch breit gebaut. Sollte er mich angreifen, konnte ich nicht viel tun, außer schreien. Und ich war nicht sicher, ob das hier jemanden stören würde.

Eine Bewegung im Augenwinkel ließ mich hinschauen und zum ersten Mal bemerkte ich, dass wir beobachtet wurden. Ein Mann saß auf einem Motorrad und es sah nicht so aus, als wäre er eben erst gekommen. Es sah eher so aus, als wäre er schon eine Weile hier und hatte sich vielleicht auch den Schnee betrachtet.

Er stieg ab. Er war groß, beeindruckend gebaut, in Lederkluft, und hatte Tattoos am Hals. Seine Präsenz strahlte mehr als Stärke aus. Es war purer Magnetismus, den man nicht vortäuschen konnte.

Unter dem dunklen Blick des Fremden zog sich Adam einen Schritt zurück und ich fragte mich, ob die beiden sich kannten.

„Na gut, Bitch“, sagte Adam und zog sich noch weiter zurück. Seine Stimme bebte allerdings. „Dann bleibst du hier eben allein. Mal sehen, wie lange dich keiner anrührt.“

Der Mann stand stumm da, während sich Adam fluchend in die Dunkelheit verzog.

Wir sahen uns gegenseitig an.

Es fühlte sich unangenehm an, dass er mehr von mir sah, als ich ihm hätte präsentieren wollen. Ich schlang die Arme um meine Mitte und versteckte den tiefen Ausschnitt des dünnen Shirts, das mir Ally praktisch aufgezwungen hatte. Die Kunstlederjacke, die auf meinen Schultern lag, wärmte mich bei diesem Wetter nicht. Ich fror.

Der Mann wartete, bis der Motor von Adams schrottreifem Pick-up stotternd erwachte, und er mit durchdrehenden Rädern vom Parkplatz fuhr. Dann warf er mir noch einen langen, prüfenden Blick zu und ging in die Bar.

Ich hatte den unerklärlichen Drang, ihm folgen zu wollen, den ich jedoch ignorierte.

Wind kam auf und blies mir die Haare übers Gesicht. Ich erschrak erneut, als ich sah, dass es schwarz war, wo ich mein Leben lang rot war. Die Haare zu färben war eine überstürzte Handlung gewesen und ich war noch nicht daran gewöhnt.

In dieser Gegend war Schnee etwas extrem Seltenes. Einige Leute kamen heraus, um ihn sich anzusehen. Zwar war er nicht wirklich beeindruckend und würde auch nicht lange halten, doch er war trotzdem sehr passend an einem Weihnachtsabend. Was mich noch einsamer machte.

Ich seufzte, was eine Atemwolke vor mir verursachte, und versuchte herauszufinden, was zum Henker ich jetzt tun sollte. Wahrscheinlich Ally anrufen. Sie war zwar egoistisch, aber nicht herzlos. Vielleicht würde sie aus dem Loch kriechen, in dem sie sich mit ihrem Kerl verkrochen hatte, und mich zu sich nach Hause fahren. Adam wohnte in der Garage der Dorias, aber ich hoffte, dass ihm meine Ablehnung zu sehr zugesetzt hatte, als dass er mich noch

einmal belästigen würde. Mrs. Doria, mit spitzen Lippen und einem sauren Gesicht, war ziemlich verstört gewesen, als Ally und ich gestern ankamen. Wahrscheinlich war sie jetzt noch tiefer in ihre traurige Trunkenheit verfallen, die sie überkommen hatte, als wir heute Abend ausgegangen waren. Sollte Ally nicht ans Telefon gehen, hatte ich wohl keine andere Wahl, als Promise anzurufen. Sie würde mir sofort Grayson schicken.

Ich hatte meiner Schwester nicht erklären können, warum ich Weihnachten nicht bei ihr verbringen wollte. Irgendwas war kaputt in mir. Oder war noch nie heil gewesen.

Seit drei Jahren war Prophet Bastian tot. Und vor drei Jahren waren die Älteren der *Gläubigen* aufgefliegen und verhaftet worden. Vor drei Jahren war ich eine Braut geworden, dann eine Witwe und dann eine Highschool-Schülerin. Das alles innerhalb von ein paar Monaten. Ich hatte ein neues Leben bekommen, eine neue Chance. Mein Bruder Daniel hatte schon lange seinen Namen in Smith geändert, um dem Stigma der Talbots aus Jericho Valley zu entkommen. Es schien nur richtig, dass ich auch meinen Namen änderte. Meine Ehe mit einem alten Mann gegen meinen Willen war nur eine Farce, und ich würde niemals seinen Namen akzeptieren. Auf meinen Vater war ich immer noch wütend und wollte seinen Namen auch nicht. Also wurde aus Jennetta Talbot Jenny Smith. Sie war in Sicherheit. Sie wurde geliebt. Nun sollte alles gut sein.

Doch das Leben band nicht immer alle losen Enden zusammen. Geschichten endeten nicht immer da, wo man es erwartete.

„Scheiße“, sagte ich leise, drückte alle Knöpfe des Handys, während mich der tote Bildschirm zu verhöhnen schien. Mein Ladekabel war noch in der Schule in Tempe.

Ich würde niemanden anrufen.

Kapitel 2

Deck

Ich spürte meine Finger nicht mehr, aber das war meine eigene blöde Schuld. Mein Cousin Cord hatte mir für die Nacht seine Couch angeboten und ich war versucht, das Angebot anzunehmen. Aber als die Sonne unterging und die Temperatur sank, war ich unruhig geworden. Ein wohlbekanntes Gefühl, das ich nur ändern konnte, wenn ich in Bewegung blieb. Also war ich in der verdammten Kälte aufs Bike gestiegen und nach Emblem zurückgefahren, und meine drei Cousins und ihre lieben Frauen hatten mir von der Einfahrt aus gewunken.

Zum ersten Mal seit Jahren hatte ich Weihnachten überhaupt bemerkt und hätte auch dieses gern einfach vorüberziehen lassen. Vielleicht hätte ich für ein paar Stunden eine warme Gesellschaft gefunden, mir irgendwas reingezogen, das den ganzen Mist angenehm betäubt hätte. Doch Cords Frau Saylor hatte mich angerufen und mich gebeten, zu ihnen nach Tempe zu kommen.

„Du kannst nicht Weihnachten allein in deinem schrecklichen Trailer bleiben“, sagte sie, als ob das völlig indiskutabel wäre. „Deck, bitte! Du musst herkommen. Wir haben etwas zu verkünden.“

„Dann verkünde es mir jetzt.“ Ich gähnte, kratzte mich an den Eiern, warf einen Blick durch meinen Trailer und war erleichtert, allein zu sein. Manchmal wachte ich auf, und wusste nicht mehr, was ich letzte Nacht angestellt hatte.

„Nein“, beharrte sie stur. „Cord und ich reden über das Geschlecht nur vor allen gemeinsam.“

„Du und Cord wollt über Geschlechter reden? Süße, ich habe schon Weiber gevögelt, da warst du noch auf dem Spielplatz.“

„Über das Geschlecht unserer Babys, Deck! Hör auf, ein perverser Gentry zu sein.“

„Du hast einen perversen Gentry geheiratet, Prinzessin. Außerdem höre ich, dass du lächelst.“

Saylor kicherte und änderte ihre Taktik. Sie wurde ernst. „Bitte, Declan. Du gehörst zur Familie. Wir wollen alle, dass du herkommst.“

„Na gut“, knurrte ich, ein bisschen gerührt und verschämt.

„Sei um zwei hier“, sagte sie glücklich und beendete das Gespräch.

Saylor McCann-Gentry war aus Emblem und wusste Bescheid über den kunterbunt zusammengewürfelten, primitiven Clan, der meinen Nachnamen trug. Seit Generationen belagerten wir diese Ecke der Wüste und vermutlich blieb das auch so, auf die eine oder andere Weise. Ein Mann mit dem Namen Gentry neigte zu Gewalt, Stärke und hatte einen Schwanz von der Größe eines Saguaro-Kaktus. In Emblem zu leben, war absolut nicht beeindruckend. Vielleicht wollten die Leute hier, die selbst ganz unten rangierten, dass wir noch weniger wert waren, und verbreiteten deswegen die unglaublichsten Lügen, die sich ihre bescheidenen Hirne nur ausdenken konnten. In meiner Jugend hatte ich mehr als einen Kiefer gebrochen, um die Gerüchteverbreiter zu bestrafen, die behaupteten, wir Gentrys würden unsere Cousinen schwängern und tote Verwandte im Garten verscharren. Himmel noch mal, unsere Vergangenheit war beschissen genug, auch ohne den erfundenen Dreck obendrauf. Und diese ganzen arroganten Affen sollten lieber ihre eigenen Skelette aus

dem Schrank holen. Nur weil die aufgehört hatten zu stinken, hieß das nicht, dass sie nicht mehr da waren.

Manche Gentrys waren wirklich schrecklich. Andere nicht. Aber das traf auf alle Leute zu.

Hinter mir hupte ein Auto, aber ich wurde nicht schneller. Ich ließ den Wagen überholen und reagierte nicht, als der Fahrer Obszönitäten aus seinem Fenster schrie. Da hatte ich Tempe schon lange hinter mir gelassen und war auf der zweispurigen Route 79 nach Emblem. Meine nackten Finger waren schon buchstäblich um meine Handgriffe festgefroren. Aus dem schwarzen Himmel fielen Schneeflocken. Verfickter echter Schnee in der Wüste. Es musste ein Weihnachtswunder sein oder Schweine konnten fliegen. Ich erinnerte mich nur an ein einziges Mal, dass es in Emblem geschneit hatte, und das war verdammt lange her. Ob je irgendjemand meinen Cousins erzählt hatte, dass es schneite, als sie geboren wurden? Wahrscheinlich nicht.

Creedence hatte mich abgefangen, als ich gehen wollte. Mein Cousin war kein großer Redner, aber in den letzten paar Monaten hatte er mich regelmäßig angerufen. Immer wollte er dasselbe. Dass ich Emblem verließ. Immerhin hatte er das getan. Ungefähr dreißig Sekunden, nachdem die Drillinge achtzehn geworden waren, waren sie aus ihrem Heimatort geflohen. Fünf Jahre zuvor hatte ich das auch einmal getan. Ich war bei den Marines gewesen und blieb sechs Jahre. Diese Zeit war wie im Flug vergangen, während ich von Ort zu Ort zog und tat, was man mir befahl. Das Einzige, woran ich mich aus der Zeit erinnern sollte, war etwas, dessen Erinnerung ich nicht ertragen konnte. Wie auch immer, eins hatte ich anders gemacht. Ich war nach Emblem zurückgekehrt.

„Brauchst du Geld?“, hatte mich Creed auf seine schroffe, ungeschickte Art gefragt.

Himmel noch mal, ich hatte die Finger in einer Menge Sachen und genug Kohle, um eine Kleinstadt zu kaufen. Ich hob eine Braue. „Ist das dein Ernst, du Arsch?“

Er schüttelte den Kopf und lächelte verlegen. „Nee, ich weiß schon. Ich wüsste nur gern, wieso du dort bleiben und neben dem Irren wohnen willst.“

Besagte Irrer war mein Onkel Benton Gentry und der Vater von Creed, Cord und Chase. Ich hasste den Typen genauso sehr wie jeder andere. Doch anstatt zu antworten, wechselte ich das Thema. „Dein Mädchen sieht immer schöner aus.“

Creed sah seine Freundin Truly an, die eine Hand auf Saylor's Bauch hatte und allen berichtete, wie sehr die Babys, zwei Mädchen, austraten.

„Sie ist schöner als schön“, sagte Creed leise.

Von Anfang an hatte ich angenommen, dass Truly Lee mehr als nur ein Knackarsch sein musste, wenn sie einen Weg in Creeds Herz gefunden hatte.

„Freut mich für dich.“ Ich nickte. Wenn man Creed jetzt sah, war es schwer, sich vorzustellen, dass es eine Zeit gab, in der er mich als Beschützer brauchte. Doch er brauchte mich dringend und ich hatte es so lange getan wie ich konnte, auf mehr Arten, die ich ihm je erzählen würde. Alle drei waren zu starken Männern geworden, aber Creed war der kräftigste. Ich hatte ihn kämpfen sehen und wahrscheinlich könnte er sogar mich besiegen, wenn er wollte. Das erfüllte mich mit einer seltsamen Zufriedenheit.

Chase unterbrach uns. Er wollte, dass ich ihn auf dem Bike herumfuhr.

„Himmel, nein.“ Ich schubste ihn. Dann grinste ich und nickte in Richtung seiner frechen kleinen Freundin. „Aber Stephanie würde ich mitnehmen.“

Sie hörte ihren Namen, sah zu uns herüber und schob sich das lockige blonde Haar hinter die Ohren. Chase

winkte ihr und machte ein Kussgeräusch. Stephanie rollte mit den Augen und wandte sich wieder den Frauen zu, die über Babykram plauderten.

Chase schnalzte mit der Zunge. „Ich bin der Einzige, der mit dieser Frau fahren darf.“

„Dann hoffe ich, dass du es richtig machst.“

„Er gibt sich Mühe.“ Creedence lachte und duckte sich unter dem rechten Haken seines Bruders weg. Dann gesellte er sich zu Truly, die sich offensichtlich über seine Aufmerksamkeit freute.

„Bisher gab es keine Beschwerden“, sagte Chase grinsend und kam näher. Mir war klar, dass er sich nach seinen Eltern erkundigen wollte. „Wie läuft es dort?“

Er musste endlich aufgeben. Chase war der einzige der Brüder, der sich über seine Mutter noch Hoffnungen machte. Ich konnte ihn jedoch nicht belügen.

„Immer noch beschissen, Chasyn. Und das wird auch so bleiben.“

Er verzog das Gesicht. „Sie war so schwach, als ich sie das letzte Mal gesehen habe. Manchmal fällt mir mitten in dem, was ich gerade tue ein: Mein Gott, wie lange wird sie das noch durchhalten? Andererseits frage ich mich das schon seit Jahren.“

Ich schwieg. Ich konnte ihm keinen Trost spenden, da keiner existierte. Seit ich ein Kind war, stellte ich mir dieselbe Frage. Ich wünschte, die Jungs wüssten, wie ihre Mutter war, bevor Benton und ihr eigener Verstand sie zerstörten. Als Maggie Gentry eine junge Braut war, strahlte sie absolut und ich war das schmutzige kleine Kind, das ihr ständig hinterherlief. Meine eigene Mutter war zu müde von zwei Jobs und Streitereien mit meinem Vater, um auf mich zu achten. Maggies Mann, Onkel Benton, war ein Arschloch ohne Geduld, der mir einmal eine geknallt hatte, weil ich sein Bier umgestoßen hatte.

Doch das hatte ich ihm vergeben. Ich hatte ihm alles vergeben, als er mir Tante Maggie brachte.

Cordero gesellte sich zu uns, während ich um etwas rang, das ich Chase sagen könnte. Doch es machte keinen Sinn, schöne Erinnerungen hochzuholen, weil so viele böse nachfolgten.

„Weißt du“, begann Cord und rieb sich den Nacken, „ich glaube, der Wetterbericht hat recht. Die Temperatur ist in der letzten Stunde enorm gefallen. Es muss unter dem Gefrierpunkt sein da draußen. Was jetzt vom Himmel kommt, kann nur Eis sein.“ Er sah mich an. „Bist du sicher, dass du nicht lieber hierbleiben willst, Deck? Die Couch ist bequem und Say liebt es, Gastgeberin zu sein.“

Ich suchte bereits nach meiner Lederjacke. „Nein, Mann, aber danke für das Angebot.“

Alle kamen mit nach draußen. Ich stieg aufs Bike und startete den Motor. Als ich sah, wie die Drillinge winkten, war ich stolz darauf, mit ihnen verwandt zu sein. Und ich war froh, dass sie jetzt erwachsene Männer waren. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich nicht sicher war, dass sie die Chance dazu bekamen. Ich winkte zurück und ließ sie hinter mir.

Lange, bevor ich an die Grenzen von Emblem kam, sah ich bereits die Beleuchtung des Gefängnishofs. Der Zaun verlief an der Straße entlang, sodass man tagsüber die Gefangenen in ihren verräterischen orangen Overalls in den Ecken stehen sah, oder ziellos herumlaufend, oder eine seltsame Art von Tai-Chi praktizierend. Wenn man sich länger hier aufhielt, wurden sie zu einem Teil der Umgebung. Eines Tages mochte man erstaunt feststellen, dass sie echt waren. Über die Jahre hatte dieses Gefängnis jede Menge Gentrys beherbergt und wahrscheinlich saßen dort sogar jetzt noch ein paar entfernte Cousins. Die ich nicht einmal kannte. So war es meistens.

Jemand hatte ein ausgebleichenes Weihnachtsbanner über die Hauptstraße Emblems gespannt. Es war überraschend, dass es noch nicht zerstört oder heruntergerissen worden war. Langsam rollte ich durch die Stadtmitte. Außer dem glanzlosen Banner war nichts festlich an Emblem. Vielleicht waren Gefängnisstädte nie besonders hübsch.

Ich war komplett durchgefroren, doch das war nicht der Grund, warum ich am *Dirty Cactus* anhielt. Ich hatte einfach keine Lust auf meinen Trailer. Dort gab es nichts als Kojoten und Leere. Und vielleicht Onkel Benton, falls er an meine Tür klopfte, in der Hoffnung, dass ich Kleingeld herumliegen hatte.

Die Bar war überfüllt. Weihnachten brachte eine Menge Dinge in den Leuten hervor, nicht zuletzt das Bedürfnis, unter Menschen sein zu wollen. Ich parkte das Bike neben zwei Harleys, die den Corragio-Brüdern gehörten. Als ich den Motor abgestellt und schließlich die halb erfrorenen Finger vom Lenker gelöst hatte, stieg ich nicht sofort ab. Ich schaute über den Parkplatz in die Wüste. Leise rieselnder Schnee besaß eine stille Schönheit. Ich wusste noch, wie es sich angefühlt hatte, als ich das erste Mal Schnee sah. Das war an dem kalten Januarabend, an dem meine drei Cousins geboren wurden. Es war auch ein Abend voller Geschrei, flackernder Lichter und der traurigen Agonie meiner Mutter, die mich in ihren Armen schaukelte und zugab, dass Onkel Benton Tante Maggie verletzt hatte.

„Dios ella y los bebés ayudar“, wisperte sie und ich verstand nur die Hälfte, weil sie nicht oft Spanisch sprach, wenn ich dabei war.

„Was, Mama?“, fragte ich und sah aus dem eckigen Fenster des Trailers, während es draußen leise schneite. Ich war fasziniert von den puderartigen Flocken und wie sie rot leuchteten, als der Krankenwagen ankam. Gerade

eben freute ich mich noch über den Schnee, doch dann wurde mir plötzlich schlecht. Ich wollte meinen Vater. Er war groß und stark und auch wenn er oft lange weg war, kam er immer wieder zurück. Hier stimmte etwas ganz und gar nicht. Etwas stimmte mit Tante Maggie nicht und den Babys, die sie im Bauch hatte, wie sie mir erzählt hatte. Ich wusste nicht, was es war, aber es war Onkel Bentons Schuld.

Meine Mutter presste ihre tränennasse Wange an meine trockene. „Gott helfe ihr und ihren Babys“, sagte sie und weinte.

Erst einen Monat später kam Tante Maggie wieder und sah nicht mehr aus wie vorher. Trotz der sichtbaren blauen Flecken im Gesicht war sie immer noch die schönste Frau, die ich je gesehen hatte, aber etwas anderes fehlte. Ich merkte es daran, wie sie herumschlich und mich nicht mehr anlächelte. Onkel Benton war noch nicht zu Hause, als sie ankam, aber mein Vater war da. Mit ihm ging ich zu ihr und sah zum ersten Mal meine Cousins. Es waren drei und sie waren so winzig, dass sie zusammen in einen Stubenwagen passten. Meine Mutter schlang blaue Decken um die kleinen Körper. Sie lächelte, als ich reinkam.

„Declan“, sagte sie. „Komm her und sag hallo zu Cordero, Creedence und Chasyn.“

Natürlich hatte ich schon viele Babys gesehen und sie hatten mich nicht begeistert. Aber als ich über den Rand des Stubenwagens blickte, öffneten sie alle drei die Augen und schienen mich mit ihren großen blauen Augen direkt anzusehen. Langsam streckte ich die Hand in den Wagen. Sie sah neben ihnen enorm groß aus. Plötzlich griff das Baby in der Mitte, das etwas kräftiger als die anderen war, nach meinem Finger. Für so einen kleinen Menschen hatte er eine gewaltige Kraft.

„Hallo“, sagte ich leise und spürte ein warmes Gefühl im Bauch, wie damals, als ich unter Onkel Bentons Auto eine halb verhungerte kleine Katze gefunden hatte.

„Das sind deine Cousins“, sagte mein Vater in mein Ohr. Seine Hand lag warm auf meiner Schulter. „Siehst du wie klein und hilflos sie sind? Sie brauchen einen großen, starken Jungen wie dich, um auf sie aufzupassen.“

Ich nickte verstehend. Diese kleinen Babys waren meine Cousins. Von meinem Blut. Das kam am nächsten an Brüder heran. Mein fünfjähriges Herz war bereit, jeden zu bekämpfen, um sie zu beschützen. Dieses Gefühl wurde ich nie mehr los, egal wie alt sie wurden.

Es schneite immer noch, als eine Frau aus dem *Dirty Cactus* stürmte.

„Ich bin nicht dein Babe“, sagte sie, warf ihr schwarzes Haar über die Schulter und ging bis an den Rand des Parkplatzes.

Ein Blitz traf mich. Zwar war ihr Haar zu dunkel, aber ansonsten sah die Frau von hinten aus wie *sie*. Wie Amelia. Das war aber nicht Amelia. Denn sie war seit fast neun Jahren tot und ich versuchte seitdem täglich, sie zu vergessen.

„Willst du hier die ganze Nacht rumstehen?“

Die Stimme war wehleidig und hoch. Der Kerl, dem sie gehörte, trat aus den Schatten und ging auf sie zu. Er kam mir bekannt vor, auf die Art, wie alle in Emblem aussahen. Aber die Frau konnte ich nicht zuordnen.

„Vielleicht“, antwortete sie ohne ihn anzusehen.

Er legte die Arme um sie, und ohne lange zu fackeln rammte sie ihm den Ellbogen in den Bauch.

„Fuck!“, brüllte er. „Was ist los mit dir?“

Sie hatte sich umgedreht und ich konnte ihr Gesicht sehen. Sie war wirklich nicht Amelia, sah ihr kein bisschen ähnlich. Aber sie war ein mutiges kleines Ding. Instinktiv

betrachtete ich sie von oben bis unten, obwohl ich sie schon für zu jung befunden hatte. Zu jung für eine zwielichtige Kneipe wie das *Dirty Cactus* und definitiv zu jung, um sie flachzulegen.

Sie kreuzte die Arme vor der Brust und funkelte ihren erbärmlichen Begleiter an. „Ich habe dich nicht gebeten, mich anzufassen, das ist los.“

Er war dabei, gleich etwas Dummes zu tun. Er wollte sie packen, sie wahrscheinlich in seinen alten Truck werfen und mit ihr machen, was er wollte. Den Teufel würde ich tun und das zulassen. Ich stieg ab.

Sie sah mich, ehe er es tat. Sie schrak leicht zusammen und sah dann wieder den anderen Mann an. Er war sichtbar erblasst und ich starrte ihn hart an. Wenn er das hier böse ausgehen lassen wollte, war ich bereit. Mit diesem Breitarsch würde ich die Hauptstraße aufwischen und niemand würde sich trauen, mich daran zu hindern.

„Na gut, Bitch“, spuckte der kleine Arsch aus und war bereits auf dem Rückzug. „Dann bleibst du hier eben allein. Mal sehen, wie lange dich keiner anrührt.“

Er stolperte davon, ohne zurückzublicken, doch ich wartete, bis er weggefahren war. Die Frau und ich sahen uns an, während aus der Bar Weihnachtsmusik drang. Verdammt, sie hatte eine tolle Figur und mein Schwanz erwachte, als ich auf ihre festen Brüste starrte, die kaum von dem tief ausgeschnittenen Shirt verdeckt wurden. Aber ich hatte meine Frauen noch nie jung gemocht, nicht einmal, als ich selbst noch jung war. Ich hatte kein Interesse daran, Frauen beim Ficken erst etwas beibringen zu müssen. Ich ging in die Bar und ließ die Frau dort stehen. Wenn ihr kalt genug war, würde sie schon reinkommen.

Kapitel 3

Jenny

Wenig war deprimierender als in der kalten Dunkelheit zu stehen, ohne einen Freund in der Nähe. Es wurde langsam spät und die Leute torkelten mehr, während sie immer besoffener wurden. Ich zog in Betracht, eine der abgefuckten Frauen zu fragen, ob ich ihr Handy benutzen dürfte, weil es mir sicherer erschien, lieber eine Frau anzusprechen. Aber sie sahen mich alle aggressiv an und klammerten sich besitzergreifend an ihre Männer. Ally war nicht zurückgekommen und ich bezweifelte auch, dass sie das würde.

Mit klappernden Zähnen konnte ich nur schwer denken, also ging ich in die Bar. Mit jeder Sekunde wünschte ich, ich hätte etwas mehr an, nicht nur wegen der Wärme, sondern weil mich manche Männer abcheckten und sich auf indiskrete Weise in den Schritt griffen.

Ich setzte mich auf einen soeben freigewordenen Barhocker und sah auf meine nackten Beine unter dem kurzen Rock. Geboren bei den *Letzten Gläubigen Jüngern und Heiligen* hatte ich einst meine Beine nur gesehen, wenn ich badete. Ansonsten waren sie zu allen Jahreszeiten von einem knöchellangen Kleid bedeckt.

„Du kannst nicht an der Bar sitzen“, verkündete der Mann neben mir.

Er hatte eine tiefe raue Stimme und roch sauer nach Rauch. Instinktiv entfernte ich mich von ihm. Er grinste, was mir Goldkronen und ein paar seiner Zähne präsentierte.

„Sorry“, murmelte ich und glitt vom Hocker. Ich hatte keine Lust auf noch eine Grapschattacke a la Adam. Doch das hier war nicht Adam Doria, ein Muttersöhnchen, das ab und zu den Starken markierte. Er hatte Tattoos am Hals und ein Funkeln in den Augen, das mir sagte, dass er daran gewöhnt war, zu tun, was er wollte und mit wem auch immer er wollte.

„Warte“, sagte er, packte mich am Ellbogen und zog mich wieder auf den Hocker. Er beugte sich näher. „Du hast mich nicht ausreden lassen. Ich wollte sagen, du kannst hier nicht sitzen, ohne etwas zu trinken.“ Er schnipste dem Barkeeper zu und sah zu, wie dieser sofort eine bernsteinfarbene Flüssigkeit in ein Schnapsglas füllte. „Also trink.“

Mein Arm schmerzte, denn er hatte seinen eisernen Griff noch nicht gelockert. Ich unterdrückte die Panik und warf dem Barkeeper einen flehenden Blick zu. Falls er meine Not sah, ließ er es sich jedoch nicht anmerken. Sein oberflächlicher Blick glitt über mich und er wendete sich anderen Dingen zu.

Der Mann wartete. Er würde mich nicht loslassen, ehe ich trank. Aber damit wäre es nicht getan. Er hatte etwas vor. Ich starrte auf die Klaue an meinem Ellbogen und wurde plötzlich wütend. Die meiste Zeit meines Lebens war ich im Griff von Männern gewesen. Man hatte mir beigebracht, dass dies das angemessene Schicksal für Frauen war.

Aber jetzt wusste ich es besser.

Zur Hölle mit den *Gläubigen* und den Adam Dorias dieser Welt. Zur Hölle mit den Hurensöhnen wie diesem dämlichen Dickschädel neben mir, der glaubte, er könnte über mich bestimmen. Ich nahm das Glas an die Lippen und kippte es mit einer schnellen Bewegung auf seinen Schoß.

„Ups“, sagte ich leise und stellte das Glas auf die Bar.

Dem Kerl traten fast die Augäpfel aus dem Kopf. Er starrte mich an, dann auf den nassen Fleck auf seiner vergammelten Jeans, wo der Alkohol durchsickerte, und hob dann langsam den Kopf. Obwohl sein Ausdruck nach Mord schrie, musste ich lachen. Plötzlich war es zum Kreischen lustig, dass ich an Weihnachten mitten im Nirgendwo in einer beschissenen Bar saß, neben einem Mann, der mich gern umbringen würde.

Ein paar Leute um uns herum zeigten Interesse.

„Oh scheiße, Willie, die hat dich nass gemacht!“

„Bist du in deine Hose gekommen, oder hat die Kleine dich fertig gemacht?“

Als Willies Gesicht rot wurde, war mir nicht mehr nach Lachen zumute. Ich wollte nur noch irgendwo anders sein. In meiner Studentenbude oder in der Sicherheit des Hauses meiner Schwester. Sogar der eiskalte Parkplatz war plötzlich anziehender. Obwohl der Spott auf Willie abzielte, lag eine unterschwellige alkoholisierte Aggression in der Luft. Meine Haut kribbelte und meine Muskeln waren zum Sprung bereit. Darüber hatte ich etwas in Biologie gelernt. Es kam vom Adrenalin von einem der letzten übriggebliebenen Instinkte in modernen Menschen. Der Kampf- und Fluchtimpuls.

Ich war allein an einem fremden Ort, ohne Handy oder Fahrzeug, und von unfreundlichen Menschen umgeben. Körperlich besaß ich keine Stärke. Grimmig begriff mein Verstand die Realität, wie heikel meine Lage war.

Ich spürte einen Druck im Rücken und fühlte mich eingeeengt, gefangen. Bis jetzt hatte sich mir noch niemand genähert, aber Willie sah aus, als ob er jeden Moment explodieren würde, und ich könnte wetten, dass er ein paar Kumpels hier hatte. Ich hatte bereits beschlossen, wie ein Tier zu schreien, falls mich jemand anfassen wollte, aber